

Franckenberger Erzähler

Unterhaltungsbeilage zum Franckenberger Tageblatt

Wird jeder Sonntags-, Mittwochs- und Freitags-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.

Nr. 74

Mittwoch, den 27. Juni

1917

Zum Gedächtnis der Reformation

Ein Christ soll sich also finden lassen, daß er sich gegenüber seinem Nächsten so erzeige und halte, wie sich Christus gegen uns erzeigt hat; sonst ist alles vergebens und falsch, was du an Christo und dem Evangelio rühmest.

Luther.

Prinzessin von Habenichts

Original-Roman von Erich Ebenstein.

2

2.

Nachdruck verboten.

Aber als sie oben ankam, wäre sie beinahe gestürzt über all die aufgestapelten Handkoffer, Reiseförbe, Hutschachteln und Schirmbehälter, die den Treppenabsatz füllten.

Mitten in dem Durcheinander stand eine junge Dame, deren mittelgroße Gestalt sich durch wunderbare Feinheit der Linien auszeichnete. Sie war mit großer Eleganz und vornehmstem Schmuck in ein weißes Flanellkostüm mit schwarzem Besatz und glänzenden Zettknöpfen gekleidet, unter dessen Saum ein entzückend beschuhtes Füßchen hervorlief. Ein weißer dener Reifschleier war um den Hut geschlungen und bildete einen duftigen Rahmen zu dem süßen runden Gesicht mit den hellbraunen, seidenglänzenden Haarwellen und den großen blauen Rinderaugen. Der starke Duft eines unbekanntes Parfüms füllte die Luft und strömte verwirrend auf die sprachlos dastehende Stadträtin ein.

Die blauen Rinderaugen der jungen Dame glitten hochmützig müsternd über sie hin. Offenbar war das Ergebnis dieser Prüfung, daß man es mit einer untergeordneten Person zu tun habe. Denn die junge Dame fragte in ungeduldig hochfahrendem Ton: „Können Sie mir nicht sagen, ob denn bei Dr. Tiehe wirklich niemand daheim ist? Ich läute schon zehnmal vergebens!“

„Aber wer sind Sie denn eigentlich?“ stammelte die Stadträtin verwirrt, obwohl sie innerlich gar nicht mehr im Zweifel darüber war.

„Lou Tiehe. Die Nichte Dr. Tiehes. Und Sie?“

„Seine Frau!“

Einen Augenblick lang glitt es wie Verblüffung über Lous Gesicht. Dann warf sie die Blumen und ein kleines Reifeneffaire, das sie in den Händen hielt, achtlos auf das übrige Reisegepäck, glitt wie ein Schlängelchen zwischen Koffern und Hutschachteln hindurch und warf sich der Stadträtin an die runde Brust.

„Ach, du bist es selbst, Tantchen? Und ich habe dich so unfreundlich angesprochen! Vergiß! Ich war so ärgerlich, weil ich fürchtete, es sei alles ausgeflogen, und nicht wußte, wohin dann mit all dem Zeug. Aber nun ist es ja gut! Ich freue mich so . . . es ist so reizend bei euch! Diese stille kleine Stadt mit den leeren Straßen und den düsteren Festungstoren — wie ein Märchen kam es mir vor! Und du hast solch gutes, liebes Gesicht — wirst du die kleine Lou liebhaben, Tantchen?“

Dieser etwas stürmische, von Küffen unterbrochene Empfang voll warmer Zärtlichkeit ging der Stadträtin so zu Herzen, daß sie das viele Reisegepäck, die schide, gar nicht trauermäßige Toilette und das „entschliche“ Parfüm darüber für den Augenblick ganz vergaß.

„Natürlich werde ich dich liebhaben!“ sagte sie, Lous rosiges Gesicht tätscheln. „Aber wie kommst du denn nur heute schon nach Schloßtedt? Wir haben ja noch gar nichts vorgeordnet für dich! Dr. Werner schrieb —“

„Ach, ja, verzeihe, daß ich dir so ins Haus falle, Tantchen. Aber dieser greuliche Dr. Werner brachte mich in Wien

zu Deuten, wo ich es absolut nicht aushalten konnte. Sie hatten eine ganz finstere Wohnung in der City und jedesmal, wenn ich lachte, fuhr die Dame des Hauses nerods zusammen. Ihr Mann war ein steifleinener Pedant, wie Dr. Werner, dessen Freund er ja auch ist. Dann gab es dort noch einen abscheulichen alten Matiker, der mir alle Postreden streitig machte. Kurz, nicht aushalten! Und dort sollte ich acht Tage bleiben!!! Da brannte ich einfach durch. Lieh rasch durch die Jungfer laufen, was ich noch brachte, und fuhr dann hierher. Leider habe ich Wally am Bahnhof entlassen müssen, denn der gestrenge Herr Vormund erlaubt mir fortan keine Jose mehr!“

Die Stadträtin hatte inzwischen abgeschlossen und begann das Gepäck in den Flur zu schaffen, wobei ihr Lou geschäftig die schweren Stücke aus der Hand nahm.

„Ueberlaß das nur mir, Tantchen! Ich bin fürchtbar stark, wenn ich's bisher auch nur beim Reiten und Tennis spielen betätigen konnte. Es macht mir ja Spaß, mich selbst zu bedienen!“

„Wie hast du dich denn nur gleich hergefunden so allein?“ fragte die Stadträtin, während sie aus dem Hinterzimmer allerlei dort verwahrtes Hausgerät herausschaffte, um Platz für Lous Einzug zu gewinnen.

„Allein?“ Lou lachte leise und offenbar durch eine hübsche Erinnerung amüsiert auf. „Ich war ja gar nicht allein! Ich hatte den nettesten Rejemarschall, der sich denken läßt, und brauchte mich um gar nichts zu kümmern . . .“

„O, Kind! Du bist nicht im Damencoupee gefahren?“

„Das tue ich grundsätzlich nie! Unter alten Jungfern und kleinen Kindern — puh!! Und diesmal traf ich es besonders gut! Dieser allerliebste Offizier, mit dem ich fuhr, war just aus Schloßtedt und hat mir das ganze Leben hier prächtig geschildert. Ich lachte mich halb tot! Und er war so froh darüber, daß er mich so gut amüsierte. In Budweis brachte er mir Bonbons ins Rupee, in Prag die Blumen dort. Als wir hier auf der Station ausstiegen, war er, glaube ich, schon bis über die Ohren verliebt in mich . . .“

„Aber Lou — um Gottes willen —“

„Gott, dabei ist doch nichts, Tantchen? Ist es denn nicht ganz natürlich, daß sich die Männer in einen verlieben, wenn man jung und keine Vogelshreuche ist?“

Lou sah dabei so strahlend vergnügt, naive und unschuldig aus, daß der Stadträtin das tadelnde Wort im Munde erstarrte.

„Uebrigens mußt du ihn ja kennen, Tantchen, da er hier im Hause wohnt!“

Der Stadträtin wäre vor Schred beinahe das Bügelbrett, das sie in Händen hielt, entfallen.

„Du meinst doch nicht etwa — Trosterburg,“ stammelte sie bestürzt.

„Natürlich. Graf Witold Trosterburg, so heißt er. Ich muß seine Karte noch irgendwo im Necessaire haben, wenn ich sie nicht verstreute. Seine Eltern leben auf einem Schloß im Böhmerwald. Hasselsch heißt es, glaube ich. Davon hat er mir auch erzählt. Ein reizender Mensch!“

Frau Dr. Tiehe hatte ihre alte Energie plötzlich wieder gefunden.

„Ein sehr leichtsinniger und gar nicht gut angeführter Offizier, meine liebe Lou, mit dem ein Mädchen, das auf sich hält, am liebsten gar nicht verkehrt!! Er macht allen jungen Damen hier den Hof und hält sie doch alle nur zum besten damit. Außerdem ist er leichtsinnig, streut das Geld, das er seinen armen Eltern von Zeit zu Zeit abpreßt, nur so mit vollen Händen um sich und hat zudem eine sehr böse Zunge —“

„Ja, die hat er!“ sicherte Lou in sich hinein, „daran ist er ja eben so amüsiert! Das andere geht mich nichts an. Das ist Sache seiner Vorgesetzten und der Eltern!“

382

„Und da wir kaum auf Größfuß mit ihm stehen,“ fuhr die Stadträtin unheimlich fort, „so ist es selbstverständlich, daß du diese unbedacht gemachte Bekanntschaft nicht fortsetzen kannst!“

Lou antwortete nicht. Sie war ans Fenster getreten und musterte dessen Aussicht.

„Ah, wie hübsch ist der Garten da unten!“ sagte sie befreit. „Im Sommer muß er entzückend sein! Und dort drüben ist wohl der Reitplatz der Dragoner? Trosterburg hat mir davon erzählt. Er übt dort immer mit seiner Schwadron.“

„Ja. Aber ich muß dich sehr ernstlich bitten, Lou, dich dann ja nie am Fenster zu zeigen oder gar Blicke hinüberzuwerfen! Du würdest sofort ins Gerede kommen. Die Bürgerstöchter von Schloßstedt halten sich so fern wie möglich von den Offizieren der Garnison. Selbst bei den Unterhaltungsabenden im Kasino.“

„Ah ja — diese Kasinoabende!“ lachte Lou abermals leise auf. „Die hat er mir auch geschilbert.“

„Hoffentlich nicht im schlechten Sinne? Man findet dort viel Anregung und Belehrung durch die Vorträge, und im Winter gibt es für die Jugend jeden Monat ein Länzchen.“

„Darauf freue ich mich! Ich habe noch nie Unterhaltungen dieser Art mitgemacht. Unser Haus lag so weit von Söden entfernt, daß es nicht gut möglich war, dort etwas mitzumachen.“

„Du willst tanzen, wo du noch in Trauer bist? Ubrigens wundere ich mich überhaupt, daß du nicht mehr Schwarz trägst! Dein Vater ist doch erst ein halbes Jahr tot!“

„Ja. Aber Papa mochte Schwarz nie und hat ausdrücklich gewünscht, daß ich äußerlich nicht um ihn trauern sollte. Er fand dies immer albern. Denn die wahre Trauer liegt darin, daß man das Andenken eines geliebten Menschen in Ehren hält und seiner nie vergißt, sagte er. Ah, und er wußte wohl“, setzte sie feufzend hinzu, während ein ernster, inniger Ausdruck über ihr schönes Gesicht glitt, „daß er in meinem Herzen immer lebt und gegenwärtig ist, ob ich nun tanze und singe oder sonst etwas tue!“

Die Stadträtin stellte schweigend die letzte Hutschachtel ins Zimmer, das nun geräumt war, fuhr glättend mit der molligen Hand über den bunten Kattun eines steifkörnigen Sofas und sagte: „So, liebe Lou, nun kannst du deine Sachen gleich einräumen. Der Schrank dort ist leer. Ich will inzwischen Fina und den Onkel benachrichtigen, daß du hier bist, und bei Frau Weber unten ein paar Eier zum Abendbrot horgen, da die Geschäfte ja heute alle geschlossen sind.“

Sie nickte der Richtige noch einmal zu und verschwand.

Lou blieb eine Weile in Gedanken versunken am Fenster stehen und starrte hinab in den dämmernden, herbstlich kahlen Garten.

Das also war die Tante, und dies mächtiger Gemach mit den alten, wurmstichigen Möbeln ihr neues Heim!

Etwas wie Frösteln durchlief ihren Körper. Wie war das alles anders — so eng und armselig gegen die luftige Weite ihres weihen, behaglichen Heims drüben in Australien, wo man von der hübschen, offenen Säulenhalle in einen farbenprächtigen Garten voll Palmen und Tropengewächsen geblickt hatte! Wo für jeden Wunsch ein Diener bereitstand und niemand von „ins-Gerede-kommen“ sprach, wenn man auch stundenlang allein mit einem Bekannten durch die Wälder ritt oder musizierte.

War sie wirklich durch Papas Tod ein armes Mädchen geworden, das froh sein mußte, hier aufgenommen zu werden? Dr. Werner behauptete es. Und doch hatte es drüben nie an irgend etwas gefehlt, das das Leben schön und angenehm machen konnte. Papa hatte nie mit ihr über Geldangelegenheiten oder Geschäfte gesprochen und sie vor seinem Tod angewiesen, sich in allem blindlings an Dr. Werner zu halten, mit dem er in der letzten Zeit eifrig korrespondierte und der über alle seine Wünsche in bezug auf sie genau informiert sei. Soviel aber wußte sie doch, daß Papa sehr ausgedehnte Geschäfte gehabt, die ihn fast jede Woche einmal nach Söden zu reisen zwangen.

Sollte er alles, was er besessen, verloren haben? Das Landhaus war verkauft worden auf Dr. Werners Anordnung. Was man dafür bekam — ach, es war bettelwenig! — sollte nun Lous einzigen Besitz, ihr ganzes Erbe darstellen?

Aber es mußte wohl sein. Warum hätte Werner sie sonst nach Schloßstedt geschickt, damit sie „etwas lerne“? Haus halt! Was — wollte er, daß sie dann etwa Köchin oder Wirtschafterin werde?

Ein ärgerlicher Ausdruck entstellte ihr hübsches Gesicht. „Dann werde ich doch lieber Gouvernante“, dachte sie, „ich beherrsche doch drei Sprachen, bin musikalisch und habe auch sonst genug gelernt dazu.“

Plötzlich fuhr sie herum. Irgendwo in dem totenstillen Hause erklang Musik. Welche, sehnsüchtige Klänge.

Ein süßes Lächeln huschte über Lous Gesicht.

Das war er — Trosterburg! Er hatte ihr ja gesagt, daß sein Flügel der einzige im Hause war. Liebes hatten nur ein Piano, auf dem Fina gelegentlich üben sollte — „daß es Gott erbarme“ — hatte er gesagt.

Sofort war das fröstelnde Gefühl in Lou verschwunden. Ah ja — es würde doch hübsch sein in Schloßstedt! Es hatte ihr ja auch gleich gefallen heute, als sie mit Trosterburg durch die Straßen fuhr — all die kleinen, alten, verschlafenen Häuser, an deren Fenstern es so komisch gekiffte Gardinen gab und, wie er ihr erklärte, fast überall ein „Spionchen“ dahinter. „Damit diese guten Spiegbürger doch immer gleich im Spiegel sehen, was draußen los ist!“

Wie hatten sie beide gelacht über diese „Spionchen“, von denen Lou noch nie im Leben zuvor etwas gehört hatte.

Und nun spielte er unten. Aus der Werkstatt — ihrer Lieblingsmusik, wie sie ihm verraten hatte. Als ob er ahnte, daß ihre saure Stimmung einer Belebung bedurfte.

Lou dachte gar nicht daran, ihre Sachen jetzt in den monstrosen alten Kasten zu räumen. Sie rückte sich ein Tischchen an das „lächerliche“ Urgroßmuttersofa, holte ihr Zigarettenetui aus der Reisetasche und stellte Trosterburgs Rosenstrauch in einem Glas auf das Tischchen.

Dann streckte sie sich behaglich auf das Sofa aus, zündete sich eine Zigarette an und starrte blinzelnd in das immer dämmeriger werdende Zimmer.

So wohl und heimlich wurde ihr auf einmal. Der liebe Mensch! Was ging es sie an, daß ihn die Schloßstedter verlästerten? Er mochte sie ja auch nicht. Deswegen blieb er doch ein entzückender Mensch mit seinem geistreichen Gespöcher, den ausdrucksvollen, dunklen Augen und diesem wunderschönen Spiel, das wie ein geheimnisvoll lodender Zauber durch das stille Haus huschte.

3.

Als die Stadträtin, von Mann und Tochter gefolgt, eine Stunde später die Tür zum Hinterzimmer wieder öffnete, prallte sie entsetzt zurück.

Es war stockfinster drin, und aus der Finsternis quoll ihr mit einem Schwall „abscheulichen“ Zigarettenrauches zwischendes Lachen entgegen.

„Bist du's, Lantchen? Ach bitte, mach' Licht! Ich habe schon wieder vergessen, wo der Leuchter steht, und ich möchte Ontelchen und die neue Kusine doch gleich sehen!“

Dr. Tische rieb ein Streichholz an und entzündete die Kerze, die seine Frau mit sicherem Griff gefunden hatte und ihm entgegenhielt.

Halb lachend, halb neugierig starrte er auf das graziose Dingelchen, das wie ein fröhlicher, strahlender Schmetterling an seine Brust flog und ihm zwei rote Lippen zum Kuß darbot.

Er hatte sich die Sache entschieden schwieriger gedacht. Tränen der Rührung, eine hilflose Waise, die er mit ein paar feierlichen Begrüßungsworten empfangen und seines väterlichen Schutzes versichern mußte.

Nun sah sie so gar nicht „hilflos“ aus und von Tränen oder Rührung keine Spur. Dagegen empfand er Wohlgefallen an ihrer frischen, gesunden Schönheit und absolut kein Gefühl von Fremdheit.

„Na, da bist du ja,“ sagte er herzlich und streichelte unbeholfen über das goldig schimmernde Brauhaar. „Nun, laß dir's wohl sein bei uns! Wir werden schon gut auskommen miteinander — wir zwei, was?“

„O ja, Ontelchen! Gewiß! Und das ist Fina, nicht wahr?“

Lou streckte der Kusine beide Hände entgegen, in die Fina besangen die ihren legte.

Ihr kam diese Kusine, die rauchte und so süß und unbefangener auftrat wie eine Dame von Welt, unheimlich imponierend vor, trotz ihrer Zierlichkeit.

Fortsetzung folgt.

384

Aus dem Arbeitsfeld des Gustav-Adolf-Vereins

Wir teilten in voriger Sonntagsnummer des „Tageblattes“ das Ergebnis der Jahresammlung des hiesigen Zweigvereins vom Jahre 1916 mit und bemerkten dazu, daß von deren Erträgnis der für die Parochien Frankenberg, Ebersdorf, Niederlichtenau und Sachsenburg bestehende Zweigverein 1050 M. als Unterstützungsgelder an Diaspora-Gemeinden angewiesen hat. Es erhalten hiervon auf besonderen Vorschlag des Frankenger Zweigvereins dessen „Pflegebefohlenen“, die evangelischen Gemeinden in Oratowiz, Komotau und Wilimow je 85 M., Weipert und Raaden in Böhmen, sowie Wandorf in Ungarn je 30 M. Ueber weitere 705 M. verfügte der Leipziger Hauptverein, dem für das Jahr 1916 alles in allem 113 397,30 M. aus jeinem Bezirk zur Verteilung zu bringen vorbehalten waren. Alljährlich stellt der letztgenannte Hauptverein, dessen Sammelgebiet sich auf die Kreishauptmannschaften Leipzig, Chemnitz und Zwickau erstreckt, während die Kreise Dresden und Sachsen den Dresdner Hauptverein bilden, in einer Jahreshauptversammlung seinen Arbeits- und Unterstützungsplan neu auf. Diesmal findet diese Tagung am 2. Juli in Leipzig statt, wobei die Herren Schuldirektor Burdhardt und Reniner Allendorf den Zweigverein Frankenberg vertreten werden.

Mit welcher Zuversicht die in der Zerstreuung und oft recht bitter unter dem Druck der Andersgläubigen leidenden evangelischen Gemeinden auf die Unterstützung durch den Gustav-Adolf-Verein rechnen, beweist das Dankschreiben, das die Evangelische Gemeinde in Wilimow vor einigen Wochen nach Empfang der Jahresbeihilfe auch an den hiesigen Zweigverein richtete. Es lautet:

Hochgeehrte Glaubensbrüder!

Das ergebenst unterfertigte Presbyterium der evang. A. B. Pfarrgemeinde Wilimow in Böhmen erlaubt sich innigst zu bitten um gütige Unterstützung zur Rettung der Selbstständigkeit der Wilimower Pfarrgemeinde! — Der derzeitige Pfarrer kandidierte schon auf das Pfarramt Liptowitz, weil es zu sehr klar war, daß ohne den Gustav-Adolf-Verein ihm die Pfarrgemeinde Wilimow den geringen Pfarrgehalt (1600 Kronen) nicht mehr zahlen können wird. Der Pfarrer aber resignierte sofort in Liptowitz, als im April d. J. sich der himmlische Vater erbarmt hat und der Pfarrgemeinde Wilimow durch den treuen Gustav-Adolf-Verein eine Unterstützung von 913 Kr. sandte. — Die Gemeinde muß aber die im Jahre 1916 vom Blühschlage beschädigte (leider nicht versicherte) Friedhofstapelle bauen und den Friedhof erweitern, da es dort nur noch 5 Gräber gibt, die man benutzen kann und darf. Und doch sind die Gemeindeglieder musterhaft opferwillig: Im Jahre 1916 sammelten dieselben an der Kirchensteuer 687 Kr., an freiwilligen Gaben 600 Kronen und an der Kirchenkollekte 269 Kr. Die Seelenzahl der Evangelischen hier ist nur 324 (bei rund 1700 Einwohner im ganzen Orte). Um ihre Dankbarkeit zu Luthers Reformation zu beweisen, sammelte die Pfarrgemeinde Wilimow für den Gustav-Adolf-Verein in diesem Jahre 200 Kr. Für die Kriegsanleihen zeichnete unser Pfarrdotationsfonds schon 1200 Kr. Wir hoffen, daß der hochlöbliche Zweigverein Frankenberg unsere Pfarrgemeinde noch nicht ganz aus seiner Liebe gestrichen hat und bitten innigst: Verlassen Sie uns, teure Brüder, nicht, und erbarmen Sie sich der kleinen, bedrängten, aber doch so tapferen Pfarrgemeinde Wilimow!! Gott gebe uns bald einen herrlichen Frieden, damit es bei allen gehorjamen Kindern Gottes klar wird: „Dulden wir mit Christo, so werden wir auch mit herrschen!“ (2. Tim. 2, 12.)

In tiefster Hochachtung dankbar und treu ergebenes Presbyterium der evang. A. B. Pfarrgemeinde Wilimow in Böhmen, den 8. Mai 1917.

Rudolf von Lang, Pfarrer.

Und so und ähnlich lauten die vielen Dank- und Bittschreiben, die alljährlich zu den Akten der Einzelvereine der Gustav-Adolf-Stiftung einlaufen. Hat doch der Leipziger Hauptverein in seinem Rechenschaftsbericht über 1916 gegen 75 evang. Gemeinden in katholischen Gebieten des Deutschen Reiches, gegen 180 Gemeinden in österreichischen Kronländern, und deren auch 20 darüber hinaus liegende Gemeinden, auch solche in jetzigen Kriegsgebieten, sowie gegen 60 Einzelpersonen (vorzugsweise bedürftige Witwen und Waisen von evangelischen Geistlichen und Lehrern der Diaspora)

unterstützt. Wenn mit Gottes Hilfe uns bald der Frieden ins Land kommen wird, werden auch die Aufgaben der Gustav-Adolf-Stiftung wachsen, denn aus den Landstrichen, die von der Kriegsfurie direkt zu leiden hatten, wird mancher bisher noch unterdrückter Hilferuf kommen, damit die in sicherem Schutze gebliebenen Glaubensgenossen helfen sollen, die verwüsteten Kirchen und Schulen wieder neu aufzurichten. Da mögen die Sammler, welche gegenwärtig mit den Gabenbogen von Haus zu Haus gehen, freundliche Aufnahme finden und letze Tür und kein Herz sich ihnen verschließen!

Ueber die Ernteentwicklung im Reich

heißt es in einem längeren Bericht der „Boll. Ztg.“: Je nachdem die Regen frühzeitig und genügend eingetreten waren oder sich verzögerten bzw. ausblieben, hat sich das Erntebild weiter gebessert, ist unverändert geblieben oder hat sich weniger günstig gestaltet. Für Wintergetreide, worunter hauptsächlich das Brotgetreide zu verstehen ist, war die weitere Entwicklung in der Hauptsache befriedigend. Die Körnerbildung des Roggens ist allermeist günstig und man darf weiter auf eine gute und frühe Ernte rechnen, wenn es auch auf ganz leichten Bodenklassen hier und da nicht ganz ohne Notreise abgehen wird. Ueber Weizen sind die Nachrichten überwiegend gute, aber nicht ganz gleichmäßige. Immerhin rechnet man für diese Frucht mit einer durchschnittlich befriedigenden Ernte, für die natürlich der weitere Witterungsverlauf noch eine Rolle spielt. Sehr verschieden sind die Urteile über Sommergetreide, weil hierbei die frühere oder spätere Masse eine wichtige Rolle spielte. Der Hafer war ursprünglich allgemein gut und nicht aufgegangen, da der Boden viel Masse sich noch bewahrt hatte und auch die Ende Mai und am ersten Junitage niedergegangenen Regen von günstigem Einfluß gewesen waren. Im Laufe des Juni aber wurde die weitere Entwicklung im höheren Grade als vorher von der ferneren Witterung abhängig, und daher kommt es, daß wir aus vielen Gegenden des Landes sehr befriedigende Urteile haben, während in Teilen des nördlichen Deutschlands die Verhältnisse sich für Hafer weniger befriedigend gestalteten.

Die Strohernte wird die Fülle des Vorjahres bei weitem nicht wieder erreichen. Beim Roggen und Weizen hat sich das Stroh noch wesentlich besser entwickelt, als es zuerst den Anschein hatte, immerhin ist die Länge im Durchschnitt nur eine mäßige. Beim Hafer muß im großen Durchschnitt mit kurzem Stroh gerechnet werden, wenn es auch hierbei starke Unterschiede gibt. Das Gerstenstroh läßt vielfach manches zu wünschen übrig. Der erste Heuschchnitt, der schon weit vorgeschritten ist, fällt sehr verschieden aus und ist im Durchschnitt wohl kaum befriedigend zu nennen, wenn auch auf niedrigen Wiesen, die längere Zeit unter Wasser gestanden hatten, noch verhältnismäßig günstige Erträge gewonnen werden. Die Ernte des Schilfrohes, das sich im Kriege zu einem nicht unwichtigen Futterartikel entwickelt hat, dürfte diesmal in umfassenderem Maße als bisher nutzbar gemacht werden. Ueberall, wo die Hitze ohne Unterbrechung durch Regenfälle den Juni anhielt, hat sie wenig günstig auf die Obstserträge gewirkt. Beim Frühobst machen sich diese Verhältnisse ebenso wie die sattsam bekannte Wirkung der Höchstpreise in den ungenügenden Zufuhren nach den Großstädten fühlbar. Die Kartoffeln stehen durchschnittlich noch überall befriedigend, und bis jetzt liegt kein Anlaß zu Besorgnissen für diese vor, zumal wenn auch in den noch trodenen Distrikten die erwartete Feuchtigkeit bald eintritt. Was aus unseren Futterkräutern, wie aus Rüben, überall dort wird, wo bisher die Trockenheit angehalten, muß abgewartet werden. Anzunehmen ist, daß ausgiebige Feuchtigkeit noch die jetzigen Sorgen verschweigen kann, eine Wiederholung der vorjährigen Misserträge ist aber wohl kaum zu erwarten.

Der Bub

Von der macedonischen Front wird uns geschrieben: Nun sind es fast drei Jahre her, als der Bub in unserer Mitte erschien. Es war damals, als die Begeisterung in Deutschland hoch ging, als in den Augusttagen 1914 alt und jung zu den Waffen eilte; da kam als einer der ersten auch

Vermischtes

der Bub zu uns. Er trug die Sekundanermühe und war ein kleines aber stämmiges Kerlchen. Wohl der erste, an den er sich wandte, war ich. Eben hatte ich meinen Zivilrock mit einer selbgrauen Uniform vertauscht und aus dem Gefreiten war ein Unteroffizier geworden. Er wollte mit, sagte er. „Du?“ meinte ich verwundert. „Ja, ich auch!“ erklärte er bestimmt und verlangte, daß man ihn vorliehe. Ich entsprach seiner Bitte, obwohl ich Bedenken trug. Der Bub war ja erst 16 Jahre alt. Aber freudestrahelnd sah ich ihn wieder von damen ziehen und mit glücklichem Gesicht zwei Wochen später wiederkehren. Also der Bub wurde tatsächlich Soldat. Er kam zu meiner Kompagnie und zu meinem Zug. Ich hatte ihm die ersten militärischen Begriffe beizubringen und fand, daß er kein schlechter Soldat war und der Helm ihm ebenso gut stand, wie seine Sekundanermühe.

Vier Wochen später etwa zogen wir ins Feld: Meine Kompagnie und in ihr der Bub und ich. Nach Belgien ging's. Es gab heiße Kampftage. Der Bub bewährte sich glänzend und ehe wir anderen überhaupt eine Gelegenheit hätten, uns besonders hervorzutun, hatte der Bub sich das Eiserne Kreuz verdient. Er war nicht nur immer einer der ersten, der sich zu schweren Patrouillengängen meldete, sondern hatte seinem Wagemut noch die Krone aufgesetzt, indem er unseren Hauptmann, der beim Sturm verwundet wurde, unter Lebensgefahr aus der Kampffront schleppte. Wie der Bub es fertig gebracht hatte, weiß niemand. Jedenfalls bestätigte es der Hauptmann, daß der Kriegsfreiwillige ihn, den fast zwei Zentner schweren, sorgsam und aufopferungsvoll zum Verbandspolst geschleppt hatte. Der Bub hatte keine Reider. Er trug das erste Eiserne Kreuz der Kompagnie mit berechtigtem Stolz und zu unserer Freude. Aus dem naiven, weltunkundigen Jungen war bald ein überlegener Mann geworden, aber seine Frische, sein Draufgängertum und sein Humor blieben ihm treu. Als wir vor Maubeuge lehrten machten, um nach Ostpreußen zu fahren, hatte der Kriegsfreiwillige Sekundaner bereits die Knöpfe und oben in schweren Kämpfen bei Gumbinnen wurde er zum Unteroffizier befördert.

Es ist eine lange Helden- und Kriegsgeschichte, die sich um das Arriegerleben des Bubens schlingt. Jedenfalls, er hatte Glück und ich mit ihm. Wir kämpften in Litauen, in Polen, gondelten wieder nach dem Westen und waren beim Durchbruch am Dunajec zugegen. Wir verfolgten die Russen in Wolhynien und zogen über die Donau nach Serbien. Wir lernten Rumänen kennen und landeten schließlich vor Monastir. Freilich: inzwischen war der Bub zweimal leicht und ich einmal schwer verwundet worden. Aber wir haben nichts veräußert und uns kriegsbrauchbar wieder bei unserer Kompagnie zusammengefunden. Aus dem kriegsfreiwilligen Unteroffizier war inzwischen ein flotter Leutnant geworden und aus mir, dem Unteroffizier der Reserve, ein Bizefeldwebel. Als Sarraills buntschneidige Schar den Frieden unserer immerhin hin erträglichen Frühlingssrische störte, hatten der Bub und ich eine ganze Kompagnie zu führen: unsere Kompagnie, aus der eine andere geworden war, der Bezeichnung nach und den Gesichtern nach. Wir fochten um die Höhe 1050. Der Bub vornean. Und sie liefen Sturm, die Zuaven und Raffern, die Serben, Engländer und Franzosen. Unsere Höhe aber hielten wir. Der Bub sorgte dafür. Er war ein Musterbeispiel von Tapferkeit, Umsicht und Pflichterfüllung: Aus dem Bub ist nicht nur ein Leutnant, sondern auch ein ganzer Mann geworden. Wir beide sind Kameraden, und wenn ich ihn heute noch den Bub nenne, so geschieht das mit seiner Einwilligung.

Heute noch lebt in ihm die Begeisterung vom August 1914. Ich habe seine Briefe an seinen alten Vater gelesen. „Nicht wahr, Vater, Du bist mir nicht böse, daß ich damals auskniff. Sieh' mal, ich bin ja mit Lust und Liebe bei der Sache. Du kannst auf Deinen Sohn stolz sein!“ heißt es in einem. Ja, der Alte ist stolz, er hat es verwunden, daß der Bub direkt aus der Schule, ohne ihn zu fragen, zum Kaiserhof gelaufen war und dort seinen Schulranzen mit dem Affen, seine Schülermühe mit dem Helm vertauschte. Und der Alte darf auch stolz sein, denn sein Bub hat sich beim Kampf um Höhe 1050 das Eiserne Kreuz erster Klasse erworben.

C. C.

Ein Weg zur Ersparnis an Kleiderstoffen. Die meisten Menschen haben die Gewohnheit, ihre Kleider, so wie sie ihrer Ansicht nach abgetragen sind, für immer abzulegen und sie alsdann durch neue Kleidungsstücke zu ersetzen. Dies ist ein gänzlich verkehrter Weg namentlich in jetziger Zeit, die uns allen die Verpflichtung auferlegt, zur Streckung unserer Vorräte an Stoffen, soweit es in unseren Kräften steht, beizutragen. In den meisten Fällen wird es nämlich möglich sein, die getragenen Kleidungsstücke wenden zu lassen. Betraut man hiermit einen gewandten Schneider, der sich mit Sorgfalt seiner Aufgabe unterzieht, so erscheint das Kleidungsstück wieder wie neu und erfüllt auf lange hinaus seinen Zweck. Die alten Knopflöcher an Herrenanzügen, die manchen vielleicht am meisten als Stein des Anstoßes bei diesem Verfahren erscheinen, werden sauber zugearbeitet und verschwinden unter den umgekehrten Knöpfen. In erster Linie kommen für dies Verfahren natürlich Herrenanzüge in Frage, aber auch Damenkleider würden sich hierzu als geeignet erweisen.

Tabakerlach. Die neueste Kriegsware ist ein Tabakerlach, der vor kurzem in den Handel gebracht wurde. Der immer größer werdende Tabakmangel hat die „Erfinder“ auf den Plan gerufen, und sie haben aus Waldmeister, Erdbeerblättern, Lavendelblüte, Fenchelblättern, Sandelholz und ähnlichen aromatischen Dingen eine Mischung zusammengestellt, die zum Strecken des Tabaks dienen soll, aber auch so, wie sie ist, in die Pfeife gestopft und aufgeraucht werden kann. Ein 100 Gramm Tabakerlach enthaltendes Päckchen soll 60 Wg. kosten. Das Zeug, das man vielleicht auch als „deutschen Tee“ trinken könnte, brennt zwar ein bißchen auf der Zunge, aber es dürfte Raucher geben, die froh sein werden, daß überhaupt Erlach da ist.

Die Zähigkeit des Aales. Aus Kassel schreibt uns ein Mitarbeiter: In einem benachbarten Fischerdörfchen an der Fulda war bei dem schweren Eisgang im Februar ein mit Fischen vollbesetzter Fischkasten abgerissen und fortgetrieben. Infolge der seit Wochen anhaltenden großen Hitze senkte sich nun der Wasserspiegel und unterhalb des Dorfes sah man auf dem Grunde den verlorenen Fischkasten. Er wurde an Land gebracht, und wer beschreibt das Erstaunen der Fischer, als sie einige weiße, lange, stark abgemagerte Schlangen aus dem Kasten herausziehen, während sich im übrigen in ihm nur noch eine Unmasse von Fischgräten befanden. Die Aale waren seit fünf Monaten ohne Nahrung in dem Kasten, hatten sich zuerst von den inzwischen in Verwesung übergegangenen übrigen Fischen im Kasten genährt und waren dann noch am Leben geblieben, obwohl sie sicher seit Wochen keine Nahrung mehr hatten. Sie waren nur mager und weiß geworden. Trotzdem hatten sie noch so viel Kraft, langsam fortzuschwimmen, als man sie in den Fluß setzte.

Eine milde Beurteilung fand der Versicherungsagent Luchanski, der sich vor Verdun durch unglücklichen Zufall mit seinem eigenen Gewehre die Hand durchschossen hatte, aus dem Heeresdienst entlassen werden mußte, es aber nicht verwunden konnte, daß er nach Lage der Dinge ohne die Auszeichnung des Eisernen Kreuzes bleiben mußte. Seine Eitelkeit veranlaßte ihn zu einer großen Dummheit. Er schrieb seinem früheren Feldwebel einen Brief, worin er diesem und der ganzen Kompagnie einen ansehnlichen Teil von seinem schönen Gewinn in der roten Kreuz-Lotterie versprach, wenn er ihm zur nachträglichen Erlangung des Kreuzes behilflich wäre. Der ganze Gewinn hatte nur zehn Mark betragen, sodas das Versprechen eigentlich noch eine Vorspiegelung falscher Tatsachen bedeutete. Das Gericht beurteilte die Verfehlung milde und erkannte nur auf 30 Mark Geldstrafe.

Ueber Bestrafte, die jetzt im Felde stehen, berichtete Gefängnisgeistlicher Pastor Peters-Berlin im Verein zur Besserung entlassener Strafgefangener. Mancher ist draußen wieder ein ordentlicher Mensch geworden, der seine Verfehlung durch treue Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes gesühnt. Viele haben Auszeichnungen erhalten. Allerdings haben Leute mit Bestrafungen Schwierigkeiten beim Vorwärtkommen. So wurden auf einem Schiffe zwei Matrosen die Rückenbänder wieder entzogen, weil sie ihre Bestrafung geleugnet hatten. Ein Major hatte die Bestrafen vor der Truppe antreten lassen, ihnen durch Handschlag das Versprechen treuer Pflichterfüllung abgenommen und — indem er die Lösung der Strafen erwirkte — sie vor den Kameraden wiederhergestellt. Nach ganz kurzer Zeit war der eine von ihnen schon Sergeant.